

Gefahren des Zuhausebleibens

Autor(en): **Radecki, Sigismund von**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): - **(1931)**

Heft 9

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-853414>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Gefahren des Zuhausebleibens

von Sigismund v. Radecki

Auf das Reisen versessen, versitzen wir unsere blühende Jugend im Büro; nicht am Malariafieber kranken wir in afrikanischen Sümpfen, sondern am Reisefieber auf dem Asphalt. Also reisen wir, indem wir zu Hause bleiben: sehen den Niagara im Kino fast die ersten Parkettreihen überschütten und durchleben die wechselvollen Schicksale der Reisejournalisten unserer großen Zeitungsverlage. Jawohl, wir, die Zuhausegebliebenen der großen Städte, sind eine gewaltige Majorität und haben die vielen Reiseberichte heraufbeschworen – jene Papierfluten, auf denen unsere Phantasie seekrank wird, jene tropischen Hitzen, welche uns Lesern die Schweißtropfen auf die Stirn treiben, jene Erdbeben, bei welchen wir ein eigentümliches Zittern in der Hand verspüren. Denn was wir heute entsetzt miterleben, ist eine grandiose Banalisierung des Erdballs. Nicht der Konfektions-Reisende, der Impressions-Reisende beherrscht heute das Feld, und er kann uns immer wieder mit einem neuen Dessin aus Bali und einer frischen Kollektion Chatauqua-Indianer aufwarten. Unter der Devise «Warum in die Nähe schweifen, sieh, das Ferne liegt so nah!» wird eine Flohhatz über den Globus veranstaltet – in einem Hupf von Warra-Mugga nach Grönland und wieder retour – daß wir uns Puntas Arenas auch nicht viel anders als Ecke Friedrich- und Leipzigerstraße vorstellen können. Sie wollen uns immer wieder mit dem Fremdartigsten, Geheimnisvollsten in Erstaunen setzen, aber da es stets derselbe Herr Durchschnitts-NN. ist, der durch die Urwälder schließt, so ist diese Welt gewissermaßen eintönig geworden, weshalb man ja auch neuerdings Raketen nach dem Mond abschießt. Denn es ist ein Fluch derer, die nicht berichten, weil sie eine Reise gemacht haben, sondern die da reisen, weil sie einen Bericht machen wollen, daß sie ihre Schreibmaschine nicht loswerden können: und ob sie in den Äther steigen oder sich in den Ozean eintunken, ob sie vor dem Lagerfeuer ihr Pfeifchen schmocken oder in Buddhatempeln ergriffen schweigen – wir hören das Tastengeklapper durch, das fatale, und reduzieren diese ganze angemaßte Geographie auf ein Zeilenhonorar. Wenn einer eine Reise tut, so glaubt er, er müsse etwas erzählen. Von Gnaden der Exotik lebten sie, die

Tropenhelme, und weil man sie nicht nachprüfen konnte. « In den Dschungeln ist leicht einer ein Genie, und das Talent beginnt im Osten etwa bei Bukarest », konnte Karl Kraus noch vor zwanzig Jahren schreiben. Das hat sich inzwischen gewaltig geändert: kein Zoll Bambusrohr, das nicht bereits geschildert, kein Tigergebrüll, das nicht vom Mikrophon abgehört wäre; wenn ein Löwe das Maul aufreißt, tun wir es längst nicht mehr, und Abgründe gähnen uns lange nicht so an, wie wir sie. Kurz, die Heuschreckenplage der Reportage hat den Erdball ratzekahl abgefressen – schwarz auf weiß wollten wir die Exotik heimtragen und siehe, sie erweist sich als Druckerschwärze auf Papier. Und es erhebt sich die Frage: wie stellen wir die Wirklichkeit, die ja doch (hoffentlich) da ist, für unsere Phantasie wieder her? –

Nicht durch Photographie. Bekanntlich überschlug sich das Saltomortale der Reiseschmockerei vom Wort zum Bild: wenn wir dem Dalai Lama die letzten Geheimnisse abgelauscht haben, können wir ihn immer noch knipsen. Es ist, als ob dieser unbezahlbare NN. selber insgeheim an der Wirklichkeit seiner Worte zweifelte – seht, ich bin *doch* beim Dalai Lama gewesen! ruft er, und zeigt uns als äußersten Beweis ein unretouchiertes Bildl vor. Aber was tut Dalai Lama? – nun glauben wir's erst recht nicht, und unser Angeödetsein wächst ins Gaurisankarhafte. Da begeht NN. einen kuriosen Selbstmord: jetzt will er uns erst recht zeigen was eine Wirklichkeit ist, schneidet sich Augen und Ohren ab, baut diese zu einer Tonfilmapparatur zusammen, und läßt uns was er sah und hörte für billiges Geld im Kino haben. Von der erbarmungslosen Technik gespalten, zerfällt NN. in einen Apparat und einen kurbelnden Roboter – zur Rechten sieht man, wie zur Linken, einen halben Schmock heruntersinken. Wir aber lassen uns mit äußerstem Gleichmut von den Leinwandlöwen anspringen, und warten mit Sehnsucht auf einen Micky Maus-Film, weil es wenigstens das in Wirklichkeit nicht zu geben scheint.

Denn was verlangen wir, die Zuhausegebliebenen, von einem Bericht? – daß uns so ist, als ob wir selber mitreisten. Nun beruht die geheime Tragikomik dieses ganzen Reproduktionswesens darin, daß man uns durch mechanisches Nahebringen von Gesichts- und Gehörsurrogaten in die Wirklichkeit zu versetzen meint. Man verpackt die Cordilleren in einen Zelluloidstreifen und serviert sie uns im Kino: kann es etwas Wirklicheres geben? Das ist schon kein Bericht mehr, das sind fast die Cordilleren selbst! Man läßt den Wortbericht zum erklärenden Begleittext einer Photo-Serie einschrumpfen und glaubt ganz

ernsthaft, uns dadurch die Tropen näherzubringen. Oder man murmelt achselzuckend: «...Das Publikum will sowas haben!...» Sehr wahr, aber das Publikum will ja auch Kokain haben, und trotzdem wird's nur in vorsichtigen Dosen verabfolgt. Doch auf die unabänderliche Wahrheit: « Je mehr Reproduktion, desto weniger Produktion » – auf dieses Gesetz der Erhaltung der geistigen Energie ist man vorläufig noch nicht gekommen. Nun wollen wir ja ehrlich sein und zugeben, daß die Photographie einen enormen Vorteil bedeutet, weil nämlich gut schreiben immer noch schwerer ist, als gut photographieren. Vor die Wahl gestellt zwischen der Seele des Herrn NN. und seiner Miroflex-Kamera, entscheiden wir uns glatt für Miroflex. Trotzdem bleibt das geringere Übel immer noch eines. Nicht weil das Photo weit dokumentarischer lügen kann als der Mund, nicht weil es das galoppierende Rennpferd widernatürlich auf einem Steifbein balancieren läßt, den Minister hinter seiner Riesenschuhsohle verschwinden macht, und den Eindruck erweckt, als ob die Wolkenkratzer trotz Prohibition ziemlich unsicher herumtorkelten – das sind tote Punkte, die vom Film spielend überwunden werden – nein, sondern weil es uns die *Phantasie* lahmlegt, darum ist das Photo, auch noch das beste, schädlich. Weil NN. eine Kamera hat, nein, weil Kameras existieren, darum schreibt er dürftig! Weil unser äußeres Auge mit Bildn überfüttert wird, kann kein Bild der Wirklichkeit vor unserem inneren Auge erstehen. Weil die Photographie, unter dem Vorwand, die Wirklichkeit greifbar nahe zu bringen, uns gerade von ihr entfernt. Denn mehr noch als Glasaugen gehört *Phantasie* dazu, um Tatsachen zu erkennen: für den, der die Reise macht, nicht minder, als für den, der sie beschrieben bekommt.

Wieso wird die Phantasie durch das Photo lahmgelegt? Bringt es nicht alles, was sonst mühselig, nach und nach beschrieben werden muß, mit *einem* Mal vors Auge? – Das ist es eben. Nicht umsonst spricht man von einem « Spielraum » der Phantasie, weil Phantasie erst durch *Bewegung* überhaupt zu leben anfängt. Nicht das Photo, sondern das Wort regt die Phantasie an, weil es selber Seele ist und mit allen Formen, Farben, Tönen, Gedanken und Photos der Welt bereits trüchtig geht: in der ureigenen Sphäre der Phantasie. Die Kamera ist durch das Wort entstanden, nicht umgekehrt. Das Photo bedeutet gegenüber dem Wort einen technischen Rückschritt. Wie alles Technische, ist das Photo Ersatz: ein Surrogat des schmalen optischen Sektors in unserem Erlebnis-Kreise. Wenn mir einer von Indien erzählt, so wächst mir aus Formen, Düften, Vorgängen, Empfindungen, Gedanken

ein selbstkonzipiertes Indien auf – nein, es muß mir erwachsen, weil das Wort die Phantasie umfängt und küßt und fruchtbar macht. Wer wird das Haus besser kennen: der Maurer, der es von innen heraus gebaut hat, oder der Straßenpassant, der einen Blick auf die Fassade wirft? Wer wird mehr in Indien gewesen sein: der im Kino die Ansichtspostkarten an sich hat vorüberlaufen lassen, oder der das Dschungelbuch gelesen hat? Aber nach dem Kino wird man kaum noch Kipling lesen – wiewohl der Weg nach Indien über Kipling der kürzere ist. Nämlich der Umweg über die Persönlichkeit. Wenn mir ein Jockey erzählt, wie er im Grand National geritten ist – von seiner Angst, seiner Reittaktik, seinem Zähnezusammenbeißen – so wird mir heißer, als wenn ich in der Film-Wochenschau die Stürze sehe. Denn hier ist alles gewiß, dort aber mache ich die strebende Ungewißheit mit. Phantasie: das ist Projektion von innen nach außen, der Film läuft in mir; Photo: das ist Projektion von außen nach innen, ich bin kahle Leinwand. Das Photo, dieser Zaunkönig, beginnt schon dort, wo die Phantasie mit ihrer Arbeit als schönstem Lohn aufhört – mit der optischen Illusion. Da bleibt der Phantasie nichts mehr zu tun übrig; sie geht leer aus und muß verkümmern. Die Richtung des Wortes läuft der Richtung des Photo schnurstracks zuwider, und so erfolgt die Kollision: einen lebendigen Aufsatz mit Photos ausstatten, heißt die Phantasie von Bild zu Bild niederknüppeln!

Aber ist das nicht maßlos ungerecht? Gibt es nicht die herrlichsten Photos? Sind sie nicht eine Bereicherung unseres Erlebens, unserer Erinnerung?... Sehr wahr, aber Kokain gibt mir auch die ungeträumtesten Träume, und dennoch ist man dieser Droge bereits dahintergekommen. Einigen Genies, wie Poe, de Quincey und Coleridge, mag es sogar zur Inspiration verholphen haben. Dennoch bleibt die kultursoziale Bedeutung der Photographie als eines Anästhetikums bestehen. Aber da wir sie nun einmal geschmeckt haben, kann es sich nur um eine vorsichtige Entwöhnungskur der Menschheit handeln: um ein stufenweises Heruntergehen bis auf, sagen wir, drei Photos pro Tag. Und schließlich muß auch ich, harter Mann, zugeben, daß es Gebiete gibt, wo das Photo zu Recht besteht. Vor allem dort, wo es um meßbare Exaktheit geht – also in der Wissenschaft und im wissenschaftlichen Bericht. Dann beim Bericht von solchen Erscheinungen, wo sämtliche Eigenschaften absichtlich in die *eine* Eigenschaft der Sichtbarkeit umgesetzt sind: also bei einer neuausgegrabenen griechischen Statue, deren Schöpfer ja doch alles im Stein ausdrücken wollte. (Wobei man aber

wiederum nicht vergessen darf, daß zwischen Statue und Kamera ein Kultur-Konnex besteht: je besser die Kameras, desto schlechter die Statuen, und umgekehrt.) Schweren Herzens muß ich zugeben, daß zum Teil auch die Architektur in das Gebiet der berichtenden Photographie fällt. Wobei ich mich sogleich durch die Tatsache aufmuntere, daß es heute Architekten gibt, die das Haus hauptsächlich wegen des Photos bauen (was mir keiner glauben wird). Aber nicht immer kann die Photographie einem Gebäude beikommen, weil ein Bauwerk ja auch nicht-unmittelbar-sichtbare Funktionen erfüllt. Eine Aufnahme des Papstpalastes in Avignon wird zum Beispiel immer eine Falschmeldung sein, weil er, das ungeheure Steingebirge, dank irgendeinem Trick, weit riesenhafter wirkt, als er « in Wirklichkeit » ist. Die Zeichnung eines Künstlers – ein Werk nachgestaltender Phantasie – käme da der Wahrheit weit näher. Wie ja überhaupt Zeichnungen mit dem Wort besser zusammengehen als Photos.

Die Aufgabe also wäre, Wort, Zeichnung und Photo möglichst behutsam zur Wirkung zu bringen, und zwar dadurch, daß man jedem dieser drei getrennt und rein zu seiner eigenen Geltung verhilft. Eine Vermischung sei nur in den seltenen Fällen zulässig, wo sie gegenseitige *Steigerung* bedeutet. Gibt man dem Wort, was des Wortes, und dem Bild, was des Bildes ist, so befriedet man endlich die beiden Reiche: das des äußeren und das des inneren Auges.